



Wie man lebt

Es dauerte nicht lange, da war ich wieder bei den »Lebenden«, und endlich aus der Traumwelt entflohen. Und es dauerte auch nur eine Minute, dann war das Mitleid um Gefion aus meinen Gedanken gewischt. Mit freiem Oberkörper liege ich wach im Bett, draußen ist es stockfinster; es muß zwischen Mitternacht und vier Uhr sein. Nach weiteren fünf Minuten weiß ich gar nicht mehr, wer Gefion überhaupt gewesen ist.

Bis zum Morgen sitze ich diesem Glück gehässig auf und koste es zur Gänze. Ich atme es förmlich ein und verarbeite es in mir, in meinem Geist und meinem Körper. Nur selten wird einem Menschen das erhabene Schicksal der Bedeutungslosigkeit zuteil; abgetrennt von der hektischen und unökonomischen Welt der anderen; konzentriert auf seine eigenen Interessen und gelenkt von freier Motivation. Sollte es wirklich stimmen, daß ich mich hier ganz nach Belieben meinen wissenschaftlichen Tätigkeiten widmen kann? Sollte ich in der Tat die Möglichkeit erhalten, die Zeit zu haben, die Welt zu verbessern und den Umfang zusammengetragenen Wissens zu erweitern?

Hoffentlich sehe ich glücklich aus, als ich nachdenklich gegen die Zimmerwand starre und ein wenig Trauer verbreitet haben muß. Anniek schaut mich, gerade erwacht, von der Seite an, windet sich noch im Laken, läßt ihre Augen aber nicht von mir.

»Es muß dir seltsam vorkommen – alles hier.«

»Nun ja, es ist eine ganz neue Umgebung für mich!« – Sie wirkt nicht gerade entmutigt. Jeder frage sich selbst, wie er sich benehmen würde, sollte er sich urplötzlich in einer abenteuerlich ungewohnten Umwelt vorfinden, mit keinerlei Kontakt zum zuvor Geschehenen! Obwohl es für Anniek bereits die zweite »Reise« ist, habe ich sie doch unbewusst zunächst ins Graublattal geführt und schließlich durch meine Sehnsucht – vermutlich – auch hierher. Wir beide sind

nun weiter von dem entfernt, das wir ehemals als Heimat bezeichneten; dafür haben wir ein neues Zuhause.

»Und wieder einmal, Annie, trage ich die Schuld für dein Hiersein.«

»Befällt es dir denn hier?«

»Ja, schon, aber ...«

»Dann ist es auch für mich richtig.«, drängelt sie mich ab und beendet meine Schuldgefühle schlagartig.

»Ich kenne diese Welt auch erst wenige Tage, und habe das Gefühl, daß ich sie nie zur Gänze verstehen werde. Allerdings ist es hier, ungeachtet der bloßen Umgebung, dergestalt anders, als alles, was du bisher glaubtest verstehen zu können!«

»Inwiefern?«

»Diese Gesellschaft hier, alte Bekannte und Freunde sind unter ihnen, hat eine einmalige Vorstellung von Zusammenhalt: Sie teilen ihr Können und ihre Erzeugnisse, ohne eine Gegenleistung dafür zu verlangen!«

»Sie wollen nichts dafür? Da stimmt doch etwas nicht!«

»Glaub es nur! Was wir gestern Abend gegessen haben, das habe ich frei von Gegenwert bekommen. Man hat es mir förmlich aufgedrängt!«

Ich sehe, wie Annie mich mißtrauisch begutachtete, als sey auch ich von Sinnen. Jedoch erkennt sie dann, daß ich mir nichts davon ausgedacht haben konnte.

»Nur wie soll das zugehen?«, fragt sie interessiert und ich befinde eigentlich, daß sie ihre eigenen Erfahrungen mit diesen Menschen machen solle. Alternativ hätte ich sie auch in Orens Buch, dem Buch über Fornburg, lesen lassen können.

»Ich verstehe es selbst nicht mit letzter Weisheit. Aber ich weiß, daß sie uns nicht täuschen wollen. Es scheint, als versehe es sie mit keiner Mühe, keiner Schmach, uns zu verköstigen und mit Dingen auszustatten – weil sie hinreichend Rücklagen haben; weil sie nicht dem Geld hinterherhecheln (das es im Ort und weit herum übrigens nicht zu geben scheint!); weil sie ihre Arbeit lieben und es für sie ohne Belang ist, ob jemand davon zehrt oder sie es ansammeln. – Es wäre durchaus vorstellbar, daß ein Greis große Freude daran hat, in aller Ruhe seine Gärten zu bestellen, eine Kuh zu melken oder einen Obst-Baum wachsen zu sehen; daß er es im höchsten Maße befriedigend findet. – Ich wäre nur meinem Gewissen verpflichtet, lehren sie,

und wenn ich mit meiner Kunst, meiner Geschicklichkeit oder bloßer Muskelkraft irgendetwas zur Gesellschaft beitrage, dann seien sie zufrieden.«

»Und wenn nicht?«

»Dann nichts weiter. Dann ist es ihnen auch gleich. – Siehe dich nur um: Dieses Haus hier! Man hat es mir ›geschenkt‹, da war ich keine halbe Stunde im Ort! Kannst du dir das vorstellen?«

»Und wo sind wir ›hier‹? Was hast du schon gesehen?«

»Die Kurzfassung?« – Sie nickt.

»Nun ja, wir befinden uns in einer Hütte auf einer winzigen Insel namens Jbyko. Ein paar hundert Meter entfernt ist die feste Küste, die wir mit einem Ruderboot erreichen können. Dort gibt es den scheinbar einzigen Ort weit und breit namens Fornburg, umgeben von einigen Feldern, Ställen und Gärten. Isolierter als hier könnte man gar nicht sein! Im Ort leben wohl einige Dutzend Menschen. Von denen habe ich erst wenige kennengelernt, aber auch alte Freunde wiedertreffen. Die anderen scheinen ebenfalls freundlich zu sein. Ich schlage vor, wir fahren, oder vielmehr rudern, zum Ort und du machst dir selbst ein Bild.«

»Du meine Güte!«, murmelt sie. Es muß ein ausgeprägter Schock gewesen sein, diese Geschichte zu hören; so wäre es auch für mich gewesen.

»Und was kann ich hier tun? Ich meine, im Graublattal sahen wir diese Ruine, die wir als Schule umbauen wollten. Gibt es denn hier eine Schule, in der ich arbeiten kann?«

»Das weiß ich nicht, Anniek. Vielleicht, ich kenne noch nicht alle Gebäude. Aber wir sollten das auf jeden Fall erfragen.«

»Und du? Was wirst du tun? Wirst du dich ganz der Wissenschaft widmen?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden, vielleicht. Das ist eine einmalige Gelegenheit. Allerdings gebietet mir mein Anstand, dieser großzügigen und aus Freunden bestehenden Gesellschaft etwas zurückzugeben. Draußen vor dem Haus gibt es ein Feld, auf dem ich etwas anbauen könnte. Vielleicht versuche ich mich auch mit Handwerklichem. Oder ich könnte meine geologischen Kenntnisse einsetzen, um Rohstoffe auszumachen. Die Möglichkeiten zur Entfaltung sind grenzenlos, wenn es keine kapitalistische Wirtschaft um einen gibt, die zu andauernder, ungewollter Dy-

namit zwingt!« – Sie weiß nichts darauf zu sagen und ich will die Anregung ruhen lassen.

Stattdessen beuge ich mich vor und küsse sie ohne Zögern auf die Lippen. Das habe ich schon Tage nicht mehr getan, so kommt es mir vor. Das schweigende und sich auflösende Atmen; der zunächst schelmische, dann genießende Blick, der schließlich von ihren Lidern verborgen wird; die entspannte Körperhaltung, die sich synchron mit meiner aufdrückenden Last ins Bett einbiegt; das leise Stöhnen, als ich wieder von ihr zurückweiche – all das beweist mir ihre Liebe.

Und für mich selbst bedeutet es jedes Mal die Erfüllung des größten nur erhoffbaren Wunsches, sie küssen zu dürfen. Dieses Privileg, so sehr es mich von meinem durchdringenden Glück auch entschuldigt, wiederholt sich stets aufs Neue und entspricht keinesfalls dem Gipfel einer Anbetung. Dies sind Worte, die ich vor Jahren keinesfalls über die Lippen gebracht hätte; ich glaubte immer, mit der unerreichbaren Gelegenheit, Anniek küssen zu dürfen, wäre mein Leben beendet, wäre das letzte Ziel erreicht und mein Schicksal erfüllt. In der Tat habe ich zu lernen, daß ich dieses Glück unendlich wiederholen kann, und dennoch niemals das Ende erreicht haben werde. Anniek gibt mir so viel, daß ich zuweilen glaube, es unmöglich in meiner Lebenszeit widerspiegeln zu können.

Und gebe ich nicht gern mein Leben her, um sie zu erhalten? Sie, die Quelle meiner Inspiration, Kraft und Erfahrung? Für sie nicht das Leben herzugeben, entspräche der Verneinung des eigenen Herzschlags! Der unbegründbaren Ablehnung einer Tatsache, die einen eigentlich bestimmt und zuerst zu dem macht, das man ist. Anniek nicht zu schützen, würde für mich gleichfalls das Ende bedeuten; wie könnte ich mir jemals wieder trauen, im Gedanken, ihr, dem Antrieb meines Wesens, nicht geholfen zu haben? Ohne sie ... wäre ich nur ein Mensch wie jeder andere; ein Mensch, der nichts von seiner Zukunft weiß; nicht wissen kann, wieso er lebt und was er tun soll.

Nach der Ankleide durchkrame ich unsere Vorräte und bringe tatsächlich ein reichhaltiges Mahl zustande, das immerhin den gesamten Küchentisch befüllt. Nicht immer werde ich sagen können, daß zwei Teller, zwei Becher und das zwischen ihnen Vermittelnde mich und Anniek zufriedenstellen wird. Heute ist dem aber so.

Derweil wir essen, schauen wir mit angeregten Blicken durch den Raum und auf jedes Detail, das uns zu betrachten wichtig erscheint. Es hat wohl nicht damit zu tun, daß Annieß dem Kamin zugerichtete ist, so sie ihn andauernd und die längste Zeit betrachtet. Ich stelle es mir vor, denn Sprechen tun wir nicht, daß sie innerlich den Wunsch nach einem gemütlichen offenen Feuer im Haus hegt. Und ich stimme dem zu, daß es um einiges romantischer sein kann, als ein abgeschlossener Ofen.

Mir gefällt die Nische mit dem Schaukelstuhl und dem Bücherregal am besten, male ich mir lange Abende, vertieft in meine Literatur, darin aus. Währenddessen wendet sich Annieß einem anderen Objekt zu, nämlich dem Fenster mit Blick aufs Meer. Eines Tages hat sie mir, mehr oder weniger in Halbschlaf versetzt, erzählt, daß sie es liebte, mit einem Bleistift Landschaften zu zeichnen, möglichst wild und unwirklich. Woher diese Vorliebe für chaotische Natur komme, wisse sie nicht genau. Ich bewundere dieses Ziel, beweist es nämlich künstlerischen Ausdruck und hebt sich gleichzeitig von den vergleichsweise öden, anständigen Landschaften in Wald=See=Verchwisterung oder die endlosen und verbrauchten Stilleben mit getrocknetem Blumenstrauß ab. Fürwahr, sie mag vor unserem Haus nur das Meer und keinen Urwald mit umgestürzten Bäumen wiedererkennen; doch wird das bloße Sitzen an der windigen Küste mit Sicht auf die Unendlichkeit für einen Kulturellen jeder Art erhebend sein. Wie sich also feststellen läßt, haben wir beide unsere Vorstellungen vom Arbeitsleben und der anschließend entspannenden Zeit daheim bereits gefunden.

Eine Stunde später verlasse ich das Haus, um mich jener Aufgabe zu widmen, für die ich zuletzt eigentlich in die Stadt gerudert bin. Ich gehe also zurück zum Bootssteg, und bringe die Werkzeuge zum Haus. Sogleich beginne ich, heruntergestürzte Zweige ins Gebüsch zu ziehen und stärkere Äste zu zersägen. In der dichten, kniehohen Pflanzendecke stoße ich erneut auf den seltsamen Steinhaufen mit Plakette, was mich daran erinnert, jemanden deswegen in Fornburg zu fragen. Die gewonnenen Scheite bringe ich hinter das Haus und staple sie auf; es gibt hierfür einen eigenen Winkel mit Überdachung.

Die Zerkleinerung des restlichen, beim Sturm abgerissenen Holzes dauert nicht lange, sodaß wir, wie besprochen, in die Stadt aufbrechen können. Am Steg ziehe ich das zweite Boot, mit dem Annieß offensichtlich angekommen ist (wennschon sie sich daran nicht mehr erinnern kann), an Land.

Und als ich das Boot betrete, stehe ich über der Welt: Ich ruderte ein Stück = chen vom Ufer weg, erhebe mich auf die Bug=Plattform des kleinen Kahns. An = nieß schaut verwundert zu mir auf; ich jedoch sehe nur das Meer und die benei = denswerte Freiheit, die jeder in sich finden sollte.

Mit einem Mal schließe ich die Augen und lasse den Wellengang auf mich einwirken. Salzige Seeluft, die ein wenig nach Algen riecht, peitscht gegen mein Ge = sicht und benäßt meinen Bart. Dies gefiel mir schon immer, vielleicht ist das so eine Sache im Männlichsein: Möglichst dreckig und gebraucht wirken, um nach außen zu zeigen, wie viel man verbracht und ertragen hat. Kein unbefangenen betrachtet ei = gentlich kindisch, aber selbst ich fühle mich wohl, wenn ich mit einigen Schrammen und blutigen (kleinen) Wunden vor Annieß erscheinen kann, damit sie Mitleid mit mir hat und mir dieselben versorgt.

Wie auch immer, es fängt sich Wasser in meinem Bart und läuft über den Hals ab; langsam fühle ich die Kälte in mein Hemd vordringen. Derweil bin ich darauf bedacht die Balance zu halten, um nicht in die See zu stürzen.

Was habe ich erreicht? Kann man das so nennen, wenn man noch nicht ein = mal dreißig Jahre alt ist? Mein Großvater war schon während meines Studiums dreimal so alt wie ich; wie ist das vorstellbar? Mit dreimal so viel Wissen und Er = fahrung in mir, wie ich sie derzeit habe, müsste ja mein Geist explodieren! Oder vergisst man einfach nur eine Menge Dinge, weil die Kapazität des menschlichen Gehirns beschränkt ist?

Gehe ich in mich und denke über das Erreichte nach, stelle ich fest, daß meine Fantasie das Ende noch lange nicht gesehen hat. Als würde man auf eine Reise von Europa in die Antarktis aufbrechen und hätte nach dreißig Jahren gerade einmal den Breitengrad von Gibraltar erreicht! Und an der Küste der Antarktis, dem Ende meines Lebens sozusagen, wäre mein Dasein nicht vorbei, sondern erst dann hätte ich Fornburg erreicht. Und von dort ginge es immer weiter über die eisigen Wüsten und Gebirge des Südkontinents bis zur gegenüberliegenden Küste. Steige ich auch dort wieder in ein Boot, kann ich meine Reise wiederum fortsetzen. Auf einer Kugel wie der Erde ist eben kein Weg beendet.

Und selbst wenn ich in diesem Moment aufwache und mich aus einem Traum erwacht in meiner Stadtwohnung wiederfinde, so habe ich doch gesiegt: Den

Rückschluß auf einen Traum gezogen, bin ich der wundervollen Annieß begegnet und habe meine Freiheit ausgelebt. Ich vermag mir keine Situation vorzustellen, die das noch übertreffen kann.

»Du mußt wissen«, spreche ich bedächtig zu meiner Partnerin und drehe mich dabei zu ihr um, ohne vom Bug abzuspringen: »daß ich ...«. – Ich fahre mir mit der Hand durch die Haare und wische anschließend eine Träne aus dem Auge, die die salzige Luft bewirkt hat. – »Annieß, ich kann kaum ausdrücken, wie sehr ich dich liebe! Und es tun werde, solange mein Herz schlägt.«

Wie sonst ist Annieß von meinen Worten in einen unsichtbaren Bann gezogen und hört mir aufmerksam zu, erwartet begierig jedes neu ausgesprochene Wort. Ihren Körper stützt sie auf die im Wasser liegenden Ruder und hält das Boot im Gleichgewicht, während ich weiter vortrage:

»Und dabei scheint es mir jedes Mal, wenn ich meine Liebe zu dir kundtue, so als würde ich dich durch meine eingeschränkte Wortkenntnis allenfalls »annehmbar« schimpfen! Und es gebe keinen Ausdruck für die Darstellung meiner innigen Liebe. – Ich schaue dir ins Gesicht und will zergehen; will mein Gesicht auf deinen Körper pressen; will schreien und gleichsam den Moment beschweigen; will dir alles von mir erzählen und alles von dir wissen; kann nur extrem handeln und extrem denken; Besonnenheit wird mir fremd. Was ich kann und was ich weiß, will ich augenblicklich vergessen, allein um Zeit und Platz zu schaffen, deine Mitteilungen aufzunehmen. Und wie die meisten Dinge in der Natur sind auch meine Gedanken und auch du unverstanden kompliziert. Jedoch ist deine Komplexität etwas Besonderes, denn ich kann sie nur mit einem Wort zusammenfassen: Lieblichkeit! Lieblichkeit, die ...«

Annieß erhebt sich augenblicklich, taumelt zu mir nach vorne ins Boot und bleibt vor mir stehen. Ich sehe an ihrem Atmen, ihren unruhig hin und her wandernden Augen, der angespannten Haltung und der ausdrücklichen Schweigsamkeit, daß sie sich in einiger Aufregung befindet. Da weilen wir nun beide am Bug des Bootes und das Heck hebt sich aus dem Wasser; sie ist mir so nah wie meine Nasenspitze, mein Ehrgefühl oder mein ständig fragendes Gewissen. So nah, wie ich sie nur scharf auflösend sehen kann; so nah, daß sie ihren linken Zeigefinger an ihren küssenden Lippen befeuchtet und ihn auf die meinen setzt.

Was sagt mir dies? Was zeigt es mir? Daß ich nicht weiterreden sollte, da sie den Rest kennt? Weil ich sowieso keine passenden Worte finde? Weil sie für mich das Gleiche empfindet? Würde ich doch nur nicht ständig über alles nachsinnen, hätte ich viel mehr Zeit, die Augenblicke zu genießen, die mich glücklich machen!

Und da ich gerade von glücklichen Augenblicken spreche: Ist es gerechtfertigt, diesen einen Moment, wie sie ihren geküssten Finger auf meinen Lippen verstreicht, als den schönsten meines Lebens zu nennen? Ergibt eine solche Einstufung überhaupt Sinn, erinnere ich mich an so viele Träume, die ich gleich nach dem Aufwachen als den »schönsten jemals Erträumten« verlauten ließ? Wie hinfällig sind alle diese Bewertungen angesichts der von mir erfahrenden Glückseligkeit. Wie hinfällig und überholt, geradezu gegenstandslos, wird jedes Wohlgefühl, das jemals ein Mensch zu beschreiben gewagt hat! Die große Erleuchtung? Eine weltbewegende wissenschaftliche Entdeckung? Das Wiederfinden einer Familie? Das Überstehen einer todesnahen Gefahr? Was davon ist wirklich Glück? Und was bedeutet es? Im Grunde nur den kurzen Moment, den er bedeutet. Ich dagegen werde dieses Gefühl auf ewig verspüren; allein deswegen, weil ich bin, wo ich bin. Und deswegen, weil ich mit Anniek hier sein darf. Nichts anderes sollte und wird für mich Bedeutung und Beachtung erfahren.

Immens und eindringlich ist jene Gegenwart; als hätte ich ein ganzes Leben in nur einer einzigen Minute verlebt. Und nun, da ich der gewaltigen Erfahrung teilhaftig werde, weiß ich nichts damit anzufangen und halte mich dementsprechend wortlos.

Annieks Gegenwart ist gleichbedeutend meiner demütigen Existenz; das wusste ich damals so sehr wie man es nur wissen kann. Mehr noch, sie bedeutet meine Identität, denn meine Religion, meine Gebete, Schriften und meine gesamte Motivation begründen sich auf unserer erhabenen ersten Begegnung! Ich habe diese Gedanken wiederholt geäußert und es ist mir nicht peinlich, es immer wieder zu tun.

Nach einer Weile begeben sich mich ans Ruder zurück und Anniek nimmt am Bug Platz; dort wo ich gestanden habe. Mit sanften Schlägen rudere ich durch die nur leicht wiegende See auf das Ufer zu. Schon aus der Weite erkennt man den langen Steg, der am Hafen von Fornburg liegt.

»Keine Angst, Anniek, ich kenne mich hier aus. Am besten, wir gehen als erstes zu Oren, der weiß immer alles und noch mehr!« Sie nickt und ich lande; nirgendwo entdecke ich den Fischer. Auch sonst treiben sich kaum Menschen auf der Straße herum: nur einen auf diese Entfernung nicht näher identifizierbaren älteren Mann und ein Kind sehen wir, und hören Schläge aus der Schmiede hinter den Häusern.

Bis zum Marktplatz ist es nicht weit und ohne Umweg betreten wir den Buchladen am Brunnen. Auf dem Weg hierher hat sich Anniek gründlich umgesehen und die ganze Zeit meine Hand nicht losgelassen. Es ist undenkbar, daß sie bereits einmal hier gewesen ist; was habe ich nur am Vortag gesehen, als ich von der Schmiede kam? Insgesamt gibt sich Anniek ruhig und angenehm erstaunt; offen und neugierig. Vielleicht fragt sie sich, welche sonderbare Träumerei ich mir nun wieder für sie ausgedacht habe.

Als Folge des kräftigen Kaminfeuers ist es stickig und warm im Buchladen. Noch im Türbogen stehend, erscheint Elena vor mir und greift mit der Hand an das Fenster neben meinem Gesicht, das sie öffnet. Anniek schreckt zurück, ich jedoch nicht: Offenbar habe ich Elena als einen Teil dieses Ladens, dieser Stadt und dieser Welt angenommen und kann länger in ihr nichts Fremdes erkennen.

»Guten Morgen! Ist dein Vater da?« Wie erwartet, bleibt sie ohne Erwiderung stehen und beäugt uns, insonderheit Anniek, in aller Ruhe.

»Wer ist das?«, zeigt sie auf meine Begleitung.

»Das ist Anniek, meine Gefährtin!« (Diesen Satz wollte ich schon immer einmal sagen!)

»Hallo, Kleine!«, fügt Anniek vorsichtig bei.

Abermals so eine Ahnung: Wenn ich Elena richtig einschätze, würde sie recht bissig auf den Eindruck »Kleine« reagieren. Jedoch, ich irre. Vielmehr ist es so, als habe sie Annieks Stimme gebändigt und gezähmt, geradezu gefolgsam gemacht! Mit großen und angespannten Augen blickt sie ihr zu, mustert sie von den Schuhen bis zum Scheitel und kann sie wohl nicht befriedigend zuordnen. Dann erlangt sie ihre Sprache wieder:

»Hallo! Wie heißt du?«, fragt sie wiederholt, wenschon ich ihren Namen bereits genannt habe.

»Mein Name ist Anniek. Und wie lautet deiner?«

»Elena haben mich meine Eltern genannt. Und so heiße ich auch heute noch!
Jawohl! – Vater ist Pilze sammeln. Wie jeden Tag um Oridal.«

»Oridal? Was ist das?«, will Anniek wissen. Und ich ebenso.

Elena begibt sich hinter die Theke und sucht nach einem Buch. »Hier irgendwo muß es sein, da steht alles drin. Wartet einen Moment.«

Wir warten diesen Moment, Elena findet es jedoch nicht. »Macht nichts, dann erkläre ich es euch so.«, lockt sie unsere Neugierde:

»Vater sagte einmal, es wäre nur wenige Jahre vor unserer Geburt gewesen, da habe man in Fornburg beschlossen, den Tageslauf anders als mit der Uhr einzu= teilen. Mit etwas, das unabhängiger und praktischer ist. So können wir zwar sagen, wann es Mittag ist – nämlich genau dann, wenn die Sonne am höchsten steht –, aber eine genaue Uhrzeit vermögen wir nicht nennen. Wir haben ja keine Uhren!«

»Und weiter?«

»Also haben wir die Zeit zwischen Sonnenaufgang und Mittag zweigeteilt. Und die Zeit von Mittag bis Sonnenuntergang ebenfalls in zwei gleich große Ab= schnitte. So heißen die beiden Teile vor Mittag Tulal und Oridal, und die nach Mittag Jessu und Handaru. Dann ist Sonnenuntergang. Die Zeit von Sonnenun= tergang bis Mitternacht heißt Anto. Und die von Mitternacht bis Sonnenaufgang Merka.«

Das ist ja genial einfach, denke ich innerlich: »Ist das eure Art, der restlichen Zivilisation eure Gleichgültigkeit vorzuführen?«, frage ich Elena, erwarte aber keine vernünftige Antwort auf meine zynische Bemerkung. Vielleicht unterschätze ich sie noch immer und erwarte ständig zu viel, denn sie gibt die einzige richtige Antwort:

»Daß wir den Tag in sechs Zeitzonen teilen, hat nichts mit dem Rest der Welt zu tun! Es ist einfach praktisch und unkompliziert!«

Ich glaube, auch Anniek versteht sofort – und das, obwohl sie Fornburg und die Lebensweise seiner Einwohner noch gar nicht in Einzelheiten kennt –, daß man sich viel altgewohnte Hektik ersparen kann, wenn man seinen Tag in diese sechs Ab= schnitte teilt und damit rechnet: Erst Anto sind wir heimgekehrt! Und erst Ende Jessu erwacht! Der Sturm gestern wütete von Handaru bis Merka am Folgetag! Es würde gewiß vieles vereinfachen (keine Zeitumstellungen mehr, keine Zeitzonen, keine

genauen Uhrzeiten für Treffen oder anderes – wozu auch? Gerade wenn man hier wohnt?! und ich für meinen Teil bin mehr als bereit, mich dieser neuen und einfachen Einteilung zu unterwerfen.

»Also kommt dein Vater nach Oridal (also nach Mittag) zurück?« – Sie nickt und Anniek belächelt die Überflüssigkeit meiner Frage; Elena hatte ja alles gesagt, was wir wissen mussten. Eindeutiger ging es nicht. So verlassen wir das Haus und treffen auf eine andere Person.

Plötzlich steht er vor uns: Ein etwa vierzig Jahre alter Mann, der einen weißen Sonnenhut trägt, sodaß sein Gesicht nicht zu erkennen ist. Auffallend dicklich seine Gestalt; der Bauch ragt weit nach vorne und weit ist auch das Kreuz. In der Tat steht er einigermaßen plump vor uns und ist wohl gerade im Begriff, den Buchladen zu betreten. Eigentlich gibt es da nichts, das ihn aufgehalten hätte, wenn Anniek ihn nicht angesprochen hätte:

»Stanislaus? Bist du es? Wir haben uns ja ewig nicht gesehen!« – Anniek schaut unter seinen Hut, aber der Angesprochene traut sich kaum aufzusehen, sondern wendet sich unaufhörlich ab.

Erst will er wohl sagen, daß sie ihn mit jemandem verwechseln müsse. Jedoch nannte Anniek seinen Namen korrekt (woher auch immer sie ihn kannte) und nun liegt es an ihm, die Schuld von sich zu weisen und sich zu befeißigen, Anniek wiederzuerkennen. Aber er erinnert sich nicht, gleichwohl er einige Sekunden in ihr Gesicht starrt.

»Es tut mir leid.«, kehrt er sich verlegen und mit zitteriger Stimme endgültig ab, »Aber würden Sie mich bitte durchlassen?« – Dann tritt er eilig und ohne ein Umsehen durch die Tür. Wir dagegen gehen verwundert weiter. Am Brunnen verharren wir minutenlang und beratschlagen unser weiteres Vorgehen.

»Ich war mir so sicher!«, schüttelt Anniek eindringlich den Kopf und macht dabei eine nachdenkliche Miene. »Er ist Stanislaus! Ganz sicher! Der Körper, das Gesicht ..., sogar die Stimme!«

»Und wer ist Stanislaus? Woher kennst du ihn?«

»Stanislaus kenne ich, solange ich denken kann! Er ist ein Bekannter meines Vaters und ließ sich gelegentlich auf Familienfesten blicken. Meist kam er nur eine Stunde, reichte jedem die Hand und schenkte uns Kindern etwas Süßes. Dann ver-

schwand er wieder. Er hätte genauso gut mein Patenonkel sein können, ohne daß ich es wüßte. Seine Freundlichkeit und Gemütlichkeit beeindruckten mich seit jeher. Aber ich glaube, auch er war einsam: Hat keine Frau und keine Kinder. Dabei hatte ich immer den Eindruck, als wolle er ein Vater sein!«

»Es ist ja erstaunlich, daß Stanislaus nun als Einwohner von Fornburg erscheint, meinst du nicht auch?!«

»Ja! Und was er wohl arbeitet?«

»Wir können fragen.«, gehe ich auf Marwo zu, den ich seit einigen Sekunden mit den Augen fixiert halte. Er kommt gerade mit einem Sack auf der Schulter hinter einem Haus hervorgelaufen und bemerkte uns erst, als wir vor ihm stehen.

»Marwo! Auf ein Wort!« – Erst jetzt blickt er auf, eine Sekunde wortlos auf mich, dann viele Sekunden auf Anniek. Darauf bedacht, sie nicht aus den Augen zu verlieren, stellt er den Sack blind vor die Füße.

»Das ist übrigens Anniek, meine Gefährtin. Und dies, Anniek, ist Marwo.« – Er reicht ihr zögerlich und mit einem erhellenden Grinsen die Hand, schüttelt sie behutsam und zurückhaltend, als würde er eine Heilige berühren dürfen. Ganz eindeutig ist er von ihr entzückt.

»Du wolltest mich etwas fragen?!«, beginnt Marwo, nachdem er sich etwas gefangen hatte.

»Kennst du einen Stanislaus hier in der Stadt?«

»Stanislaus? Ja sicher!«

»Und was macht er, wollen wir wissen.«

»Er züchtet Gänse und Kaninchen. Und ein paar Schweine hält er, glaube ich, außerdem hinter dem Haus in einem Stall.«

Auf Annieks Gesicht legt sich Erkenntnis. Ihre Neugierde ist fürs erste befriedigt.

»Aha. Und noch eine andere Sache wüßten wir gerne von dir, ehe wir dich zu lange aufhalten. Es geht um eine mögliche Schule. Wir haben noch mit niemandem darüber gesprochen. Du weißt, ich bin neu und Anniek erst recht; vielleicht ließe sich das Thema bei eurer nächsten Stadtrat-Sitzung ansprechen. Wir möchten auch wissen, ob es grundsätzlich ein Schulgebäude in Fornburg gibt.«

»Hm.«, tut er nachdenklich: »Ich bin nicht sicher, was ihr meint. Aber wenn ihr Gewissheit wollt, fragt die Leute im Gasthaus, die wissen immer den neuesten Tratsch und kennen jeden Winkel im Dorf und Umgebung. Ich muß jetzt weiter; meine Frau hat Eintopf gekocht, und der schmeckt nur, wenn er heiß ist!« – Ki= chernd trabt er davon.

Nun wenden wir uns dem Gasthaus »Zum Weidenspiel« zu. Weshalb es gerade diesen Namen trägt ist mir unerklärbar: Keine einzige Weide wächst in der Nähe. Der Bach, den man hier Ellrich nennt und an dessen Uferniederung dieser Baum durchaus gerne seine Wurzeln schlägt, fließt zwar hinter dem Haus entlang, ist an dieser Stelle jedoch künstlich mit Steinen eingefasst worden und karg sein Ufer= bewuchs.

Aufgeregt kommen wir näher und stehen, kaum zum Ende des Satzes, nun vor dem Gebäude: Neben der Zweigeschossigkeit ist auch die Fassaden=Verzierung besonders; weiterhin geben die Größe der Fenster, Architektur des Dachgiebels und weitere Details Anlaß zu der Vermutung, das Gebäude sey zu einer gänzlich ande= ren Zeit errichtet worden als die Umliegenden. Handelte es sich möglicherweise um das älteste Wohnhaus in Fornburg? Trägt es deshalb seinen Namen, weil es ehe= dem eine Weide gab, die durch Unwetter oder andere Umstände verloren ging und uns heute nicht sichtbar ist? In einem von Orens Büchern müßte das eigentlich ste= hen.

Wie auch an meinem ersten Tag, liegt in der Luft eine unaufdringliche Spur von Pferdemist, die unweigerlich von dem das Gasthaus benachbart liegenden Stallgebäude kommen mußte. Der andere Duft stammt von Flieder, und auch Raps blüht in der Nähe.

Ein Pferd scheut und kurz darauf läuft ein junger Mann mit einem Holzei= mer in der einen und einem Stück Strick in der anderen Hand vom Scheunentor hinüber zum Gasthaus, verschwindet hinter einer uneinsichtigen Ecke und kurz dar= auf schlägt eine Tür zu.

Fast nichts als Stille umgibt uns. Wie erwartet, kreischen einige hungrige Mö= wen in Küsternähe. Außer dem bläst nur der Wind, bewegt das Schild über der Gasthaustür und läßt zwei aufgespannte Fensterläden gegen die Hauswand prallen. Im Hintergrund schnattern Gänse, streiten um den sonnigsten Platz auf dem Rasen,

sind aber unsichtbar. Alles in allem erinnert das Gesehene, Geruchene und Gehörte an einen gewöhnlichen Bauernhof, wie er mir von Urlauben, aus Filmen und Büchern bekannt ist. Doch das hier ist dennoch etwas anderes und besitzt eine eigene Magie.



Dem will ich ergänzend hinzufügen, daß aufs Neue das ehrliche Bedauern in mir aufbricht, kein guter Zeichner zu sein. Ließe sich all das Erfahrene nur in eine durchdringende, ungeschönte Skizze bringen, so wäre es an tausend beschreibenden Worten überflüssig und begleite zudem die vorteilhafte Eigenschaft, für all jene Analphabeten und Fremdsprachler lesbar zu sein, die der von mir gewollt zum Anregen gedachten und philosophisch erhellenden Botschaft sonst nicht zu verstehen fähig sind. Doch würde aus einer solch gewaltigen Anhäufung von Skizzen nicht eher ein Comic denn ein schriftliches Lebenswert entstehen?

Annieß greift mit beiden Händen um das rostige Gitter des brusthohen Zaunes, und beugt sich weit vor. Mühe hat sie darin, die Finger durch das von Efeu verkleidete Dickicht zu schieben; stets darauf bedacht, sich weder zu schneiden noch zu stechen. Mir erscheint es seltsam und ironisch, daß ein abwehrender Zaun den Gasthof und zugehörigen Stall umgrenzt, von dem aufgrund des dichten Pflanzenstandes kaum eindeutig zu entscheiden ist, ob dessen Zinken gelanzet zugespitzt oder abge-

rundet seien. Nach kurzem Besinnen stelle ich fest, daß ich in der Tat bislang bei keinem anderen Grundstück hier in Fornburg eine vergleichbare Einzäunung gesehen habe; mit Ausnahmen der Behege für die Nutztiere natürlich. Die Beobachtung paßt zu der Hypothese, der Gasthof sey ein altes Gebäude und weit vor Verbreitung der Philosophie der heutigen Einwohner errichtet worden: So male ich mir im Geiste aus, es sey ehemals das Herrenhaus eines zurückgezogenen Adligen gewesen, voller paranoider Angst darauf versehen, eine klare Grenze zwischen seinem Heim und dem gemeinen Pöbel zu ziehen. Später, im Zuge der Umwandlung zum Gasthof, wurde auf das Entfernen des ohnehin maroden Zaunes verzichtet.

»Wie gut sich der Bereich zwischen Haus und Zaun als Behege für Gänse oder Ziegen eigne.«, merkt Annieß an: Vom kleinen mit Türchen verschlossenen Durchlaß rechts neben uns bis zur Haustür sind es nur ein paar Schritte; der Zaun ist unverfehrt und endet links hinter dem Schuppen am Vorsprung eines aus der Wiese ragenden hellbraunen Felsens. Wo der Zaun am anderen Ende einläuft, ist von meinem Standpunkt aus nicht sichtbar.

Ein vertrautes und gleichermaßen ungewohntes Gefühl durchdringt mich, als ich mich nah hinter Annieß stelle, den Kopf wortlos in ihren Haarschopf senke und tief einatme. Habe ich das schon unzählige Male getan oder ist es das erste Mal? Mein Gedächtnis vermag diese Information nicht preiszugeben. Ein schwerer Riegel hält die Tür verschlossen, die zur Wahrheit führen kann; und Annieß hält, mit allem was sie ist, diesen Riegel fest. Wohl unbewusst, mein Vertrauen in die Wahrnehmung durch ihr bloßes Dasein und die geschwiegene Lieblichkeit ad absurdum zu führen, hält sie still und beeinflusst mich deutlich. Und ich lasse es mir gefallen, bin ich doch dem lockenden Pheromon gefolgt und »klebengeblieben«. Bin ich ein Gefangener, ein Sklave meiner eigenen Liebe zu Annieß? Niemand anderes auf der Welt, vor diesem Leben oder danach, hätte mich so weit bringen können.

Der aromatische Eindruck ihrer Haare blockiert ironischerweise die Wahrnehmung aller anderen Düfte um mich herum, selbst den des Pferdestalls und Flieders. Was anfangs unabwendbar war, dringt nun kaum weiter vor als zu einer zweifelhaften und wahrscheinlich falschen Erinnerung, derartig Gewöhnliches überhaupt gerochen zu haben. Stattdessen bin ich nun zur Gänze auf den ihren Körper entströmenden Geruch fixiert: Als würde man an einer Neige frischer und üblicherweise

geruchsneutraler Kindermilch atmen, die Lungen weit füllen und am Ende eine süßliche oder säuerliche Note erahnen. Ähnlich verhält es sich bei Anniek: Mit geschlossenen Augen fahre ich ihren Hals entlang, die Nase erst über die linke Hälfte bis zum Ohr, dann zur rechten Seite über die Haut schleifend, wie ein Bauer beim Pflügen seines Feldes den Ard über den harten Ackerboden zieht.

Während dieses Rituals kommt es mir vor, als würde ich statt ein- und auszuatmen lediglich einen einzigen, einführenden Atemzug vollbringen. Selbst aus den Haarwurzeln sauge ich die Geruchsinformation, aus jeder Hautpore, der Kleidung und dem Schweiß, der naß auf ihr in der Sonne perlt, sodaß auch meine Nasenspitze feucht wird.

Dies prägt mich für den Rest meines Lebens auf sie: Neben Beimengungen von salzigen Schwelen ist unter dem Geruchsgemisch etwas, das sowohl an den benebelnden Duft von Blättern des Pfefferstrauchs als auch an Mondlicht erinnert. Ich weiß – Letzteres mag kitschig und gerade für einen Wissenschaftler unhaltbar klingen; doch jeder möge es selbst versuchen, daß die dunkle Luft einer mondlosen Nacht anders riecht als die einer vom rückstrahlenden Licht des Erdtrabanten Durchwirkte. Das mag, und diesmal meldet sich der alles in Betracht ziehende Geist eines Wissenschaftlers zu Wort, mit den auf das Mondlicht reagierenden Pflanzen und den von ihnen zur Abgabe ermutigten, durch den Raum schwebenden Stoffen zu tun haben.

Einzelne Haare ihres straffen Zopfes kitzeln meine Augenlider und ich unterbreche dieses Erlebnis, mir selbst eine Fortsetzung zum nächstmöglichen Zeitpunkt nach Rückkehr auf Ibyko versprechend.

Einen Moment lang habe ich mein zerwühltes und glücklich lächelndes Gesicht noch auf ihrem Nacken abgelegt. Dann spüre ich ihre Hand, meinen Hals umgreifend und streichelnd. Das höchste Lob und die bescheidenste Segnung jener, die ihren Partner auch ohne das gesprochene Wort verstehen und begleiten können!

Zu dieser Sekunde wird mir bewusst, daß nicht einfach nur ein verliebtes Pärchen Fornburg erreicht hatte; sondern ein Weltenherrscher und seine übergeordnete Gottheit; so mächtig, daß sie alles Leben lieben und achten; so demütig, daß sie an Weisheit jedes uralte Gebilde dieser Sphäre übertreffen. So dreht sich das Zeitgeschehen um uns, wir sind nicht Teil von ihm. Gebunden an unsere Loyalität füreinander

der können wir die Urfeste, der Sockelstein, der Grundpfeiler, der Welten- und Erkenntnisfelsen allen Vorübergegangenen und Zukünftigen sein; wären so unabhängig, wie es die Freiheit eines Beknechteten oder Versklavten einer beliebigen Menschheitsepoche niemals war; wären alles und doch gar nichts – da nur uns selbst zum Beständnis verpflichtet. Was sollte uns nicht zu erreichen möglich sein?

Immer, wenn ich über derartiges nachdenke, überkommt mich Schwindel; nicht, weil mich die Größe meiner Gedanken an sich überwältigt, sondern weil es mir zunehmend schwerer fällt, zwischen normalem Wahnsinn und Größenwahnsinn zu trennen. Bei meiner Treu gebe ich mich der wohlthuenden Hoffnung hin, Annieß hätte Zeit meines Lebens ein behütendes Auge auf mich. – Und würde mir zum Freitod verhelfen, wenn mir die geistige Kontrolle im hohen Alter entfleucht. Wenn, wenn nicht ihr, sollte ich die Erlaubnis für einen solch endgültigen Schritt zusprechen?

Wie sie doch alle kriechen und sich ein Dasein in schöneren Welten versagen! – Die Greise meine ich; die aus meinem alten Leben, meiner Erinnerung: So viel Energie wird darauf vertan, im geschwächten, aushauchenden Zustand den aussichtslosen Kampf gegen die Zeit anzutreten: Bewaffnet mit Medikamenten, künstlichen Gelenken und Organen, vielversprechenden Therapien, deren Durchführung mehr ein Geschäft denn wissenschaftlicher Ehrgeiz oder Solidarismus ist. Und auch wenn man nicht an ein Nachleben glaubt – wie arbeitsam ist man im hohen gebrechlichen Alter für die Gemeinschaft? Wer viel Wissen oder Erfahrung angehäuft hat, der soll (und muß) diese an jüngere Menschen weitergeben. Doch was ist mit jenen, die ihr Lebenswerk mit Händen oder Sprache ausgeführt haben und beides durch fortschreitendes Alter eingebüßt haben? Wie viele gibt es, die ihren Tag ohne Abwechslung leben? Ihn im Bett zubringen oder beim Fernseh-Quiz? Klingt es da nicht trotz der versammelten Lebenserfahrung unvernünftig, sich gegen einen unüberwindbaren Feind aufzubäumen, obwohl man längst zertreten wurde?! Und kommt ferner dieser Widerstand nicht aus der Angst hervor, nicht zu wissen, was einen nach dem Tod erwartet? Mehr noch, versichert zu sein, man käme ins Nichts und die Existenz würde enden?! Wer auch immer diese Sätze in Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten lesen wird, der sey an mich und mein verhöhrendes Lachen erinnert, das ich von hier aus, von Fornburg, abschalle!

Ich schaue nun endlich auf und prüfe die Umgebung, ob noch alle Details »vorhanden« seien. Wie bei jedem Traum bestand die Gefahr, die erträumte Welt würde sich in zusammenhanglose Fragmente auflösen, sobald das Gedächtnis schwächelt. Aber alles ist wie zuvor. Tatsächlich kommt noch ein Detail hinzu, und zwar ein sich wie von selbst bewegender Vorhang am Fenster im Obergeschoß des Gasthauses. Es ist unschwer zu erraten, daß sich jemand dahinter verborgen hält, das Treiben zweier Fremdländer unten auf der Straße zu sondieren.

Ein Blick gen Himmel verrät aufziehendes Unwetter, erste ergraute Schattierungen schweben, durch straffen Ostwind mobilisiert, zu Gruppen zusammen. Da ist auch ein erster Regenfall: Streckte man die Handflächen hervor, ist kein Tropfen zu bemerken; doch die empfindliche Haut des Gesichtes nimmt die sich anbahnende Nässe wahr.

Annieß spürte es ebenso: Fest greift sie um meinen Arm und beobachtet aufgeregt das aufgebotene Schauspiel über uns. Sie macht wiederum mich nervös, sodaß ich auf das Betreten der Gaststube dränge. Geschwind sind wir durch das Zauntürchen getreten und stehen kurz darauf vor der eigentlichen Haustür.

Aufmerksam bewundere ich die vielen inspirierenden Details des Türholzes, die für manch anderen verwöhnten Betrachter keinerlei Bedeutung haben würden; mehr noch eine Abscheu vor dem Alten und Verbrauchten heraufbeschworen wird, der sich ein stets der Moderne widmender Mensch zweifelsohne ergeben muß. So ist die Oberfläche des rostbraunen Holzes über und über von Holzwurmlöchern zerfressen, an einem Querverschlag wächst sogar ein winziges Moosbett hervor! Direkt am Türtritt steht das Gras eine Handbreit hoch, sodaß es nicht verwundert hätte, die Fortsetzung der Wiese auch im Hausinneren zu sehen. Scharniere und Türklinke rostig und poliert zugleich, ein krummer Nagel ragen seitlich an der Türkante hervor und hat bei jeder Benutzung der Tür eine Kerbe in der Hauswand eingetieft. Mir gefallen derartige Details, belegen sie nämlich die lange Gebrauchsdauer alltäglicher Gegenstände. Anders als die Dinge, die ich in der modernen Großstadt kaufen konnte, sind jene nicht maschinell gefertigten Gegenstände auf Funktionalität und Haltbarkeit ausgelegt. Nicht unerwähnt bleiben darf die gewonnene Abhängigkeit des modernen Menschen von solch nicht traditionell hergestellten Erzeugnissen. Die automatisierte Produktion von Objekten aus nicht lesbaren Bauplänen mag

schneller vonstatten gehen; jedoch, es wird die Fertigung mit eigenen Händen verlernt. Denen sage ich: Ersauft in der Abhängigkeit, die ihr euch geschaffen habt!

Anniek ist derweil ganz dem schräg über der Tür aufgehängten Holzschild zugewandt: Zwei Ellen lang und eine breit schaukelt das Brettchen an je zwei metallischen Kettengliedern im aufziehenden Sturm. Neben dem Namen des Gasthauses gibt es am oberen Rand und mittig angeordnet die Reste eines eingeritzten Wappens, schwer lesbar, da verwittert. Unterhalb des Schriftzuges hatte man zwei einander zugekehrte Pferde gemalt, das eine in Weiß, das andere in Grau. Sie tragen weder Sattel noch Geschirr und stehen stumm gegenüber. So als wären sich zwei wilde Bäume zufällig begegnet und würden einander auf die ihnen eigene Art grüßen.

Ich klinke den Griff herab und stoße die schwere Tür endlich auf: Sogleich stehen wir in einem Flur, in einer Geraden durch die ganze Tiefe des Hauses reichend und durch ein Fenster an dessen Ende unerwartet hell erleuchtet. Zur Rechten schraubt sich eine enge Treppe hinauf in die zweite Etage; am Ende des Flures gibt es einen vergleichbaren Ausgang. Dort biegt der Flur um und führt rechterhand in den vorderen Teil des Gebäudes. Links von uns gibt es zwei weitere Türen, wovon die erste, die uns auch näher liegt, ein kleines Messingschild mit der Aufschrift »Stube« trägt. Ein im Flur stehender Kleiderständer zeigt anhand einer Anzahl daran aufgehängter Mäntel, daß das Gasthaus besucht wird. Auf einer daneben befindlichen Kommode sind Herren- wie auch Damenhüte abgelegt.

Zuerst betrete ich den Raum und schaue sogleich in ein halbes Dutzend Gesichter, deren regungslose Mimik auf mich ungeschönt einwirken. Obwohl ich zunächst niemanden erkenne und sicher ausschließen kann, jemals zuvor in diesem Haus herumgelaufen zu sein, fühle ich mich nicht fremd: Auf jeden Fall nicht derart, als wenn ich als Unbekannter in einer Stadt zu Besuch bin und für einen einzigen Abend ein Restaurant betrete: Sofern ich nicht zu auffällig gekleidet sey, wurde ich stets eines kurzen Blickes gewürdigt, man kann auch sagen »gewertet« oder »eingeschätzt«, dann ließ man wieder von mir ab und wartete auf ein Handeln meinerseits. Beispielsweise, daß ich eine Bestellung aufgebe.

Unsere derzeitige Lage hat Ähnlichkeit: Auch hier bin ich neu; ein Fremder in der Stadt, unbekannt und geheimnisvoll. Auch hier erwartet man von mir das wei-

tere Vorgehen: Einen einzigen Unterschied gibt es jedoch, wie ich wiederholt bemerke: Ich fühle mich schlichtweg nicht als Fremder.

Eher erinnert mich mein Im-Raum-Stehen an Auftritten auf Partys: So man an der Tür klingelt, sie öffnet sich und eine Gruppe halbwegs angetrunkenen Jugendlichen versucht herauszufinden, ob nur ihre Wahrnehmung schwankt oder die Erinnerung. Sobald man identifiziert worden ist, schallt das große Posaune aufs Neue hoch, Gespräche werden fortgeführt und Getränke herumgereicht. – Die Bruns haben nur kurz geprüft, ob ein Löwe unter ihnen ist.

Nun erkenne ich einige der Anwesenden, obwohl ich mit den Namen noch unsicher bin. Doch auch in Zukunft würde ich mit ihnen zu tun haben.

»Willkommen.«, höre ich durch mein rechtes Ohr, was mich aufgrund der Vertrautheit der Stimme nicht davon abhält, weiterhin in die Gesichter meiner Gegenüber zu starren. Nun drehe ich den Kopf und erkenne zur Hälfte überrascht, zur Hälfte erwartet: Lenn! Sein schwarzer Stoppelbart, die das Grinsen begleitenden herausstehenden Ohren und Stirnfalten sowie der stets zugeknöpfte oberste Hemdknopf: All das sind Merkmale, die wohlthuende Erinnerungen an Freundschaft und gemeinsam zugebrachte Zeit in mir verheißen. So schauen wir aufeinander, dann lachen und umarmen wir uns, weil so viele Jahre zwischen jetzt und unserer letzten Begegnung gelegen haben. In meinem Eifer schlage ich ihm beinahe das Tablett mit der kleinen Kanne darauf aus der Hand. Durch unsere offene Begrüßung sehen auch die anderen Gäste keinen Grund mehr fürs Blotzen und nehmen ihre unterbrochene Tätigkeit wieder auf.

»Willkommen, willkommen!«, wiederholt Lenn.

»Ich danke dir.«, formuliere ich dagegen sachlich wie immer und lächle. Uns liegt wohl beiden ein »Wie geht es dir?« auf der Zunge, verheißen es uns aber gleichzeitig. Es ist einer jener Momente, an denen man merkt, wie sinnvoll es sein kann, mit dem blöden Small Talk aufzuhören und es niemals wieder zu tun. Einer jener Momente, die man nur einmal im Leben hat.

»Es gibt viel zu erzählen, Lenn. Und wir werden die rechte Zeit dafür finden.« Er nickt stumm und zwinkert nicht ein einziges Mal. »Doch damit es keine Fremden unter uns gibt, möchte ich dir meine Frau Annie vorstellen.«

So ziehe ich sie an der Hand herbei, an der ich sie die ganze Zeit festgehalten habe, während sie brav ihr Hervortreten abwartete. Sie beide reichen sich die Hand, und Annieß beugt sich vor und lächelt beschämt. So wie man es immer tut, wenn man jemand Unbekanntem gegenübertritt und jede weitere geschwiegene Sekunde für beide fortwährend peinlicher wird. Wenn die Blicke einander ausweichen und Mobilien und Wände begutachten, um ein verlogenes Interesse zu heucheln und die Zeit bis zu jenem ablenkenden Ereignis zu überbrücken, bis beide eine glaubhafte Begründung haben, sich bis auf weiteres aus dem Weg zu gehen.

Um diesem wahrlich furchtbaren Beginn einer Bekanntschaft zu vermeiden, wendet Lenn ohne Umwege etwas längst Vergessenes an, das auch ich befürworte: Er greift ihr nicht einfach in die Handfläche und schüttelt die schwächlich gespannten Finger, sondern umschließt mit seiner Hand direkt den ganzen Arm gleich hinter dem Handgelenk. Und Annieß ist durch die spiegelbildliche Symmetrie gezwungen es ihm gleichzutun.

Einen Moment halten sie inne und ich warte beobachtend. So wird durch diese Geste erfolgreich erwirkt, daß einander den schlagenden Puls der Venen wahrnehmen (was durch bloßes Händeschütteln unmöglich ist!), daß sie sich gegenseitig als lebende Wesen, als fühlende Menschen zu erkennen geben, wennschon sie vor einer Minute sich nie begegnet waren. Wie ich glaube, tritt dabei der angenehme Nebeneffekt auf, das Ritual der Begrüßung als etwas Besonderes und jedes Mal Einzigartiges zu begreifen, sodaß man sich auch nach geraumer Zeit noch an den Namen des ihm Vorgestellten erinnert. (Ein ungewöhnlicher Name verstärkt diese Erfahrung freilich noch.)

Sodann setzt Lenn seine Kunde fort und ich schaue mich um: Im mittleren Teil des etwa 10 mal 10 m großen Zimmers steht ein schmaler, länglicher Tisch mit aufgerichteten Blumen, aber auch mit leeren Vasen. Ihm gegenüber, an der Wand entlang und an jener durch unser Eintreten benutzten Tür endend, verläuft eine Theke, hinter der auch Lenn hervorgetreten ist. Vor ihr ein paar unbesetzte Hocker. Die jeweiligen Ecken des Raumes sind mit hohen Schränken voller Bücher aufgefüllt, dazwischen verkleiden kleine und große Bildnisse von abstrakter Kunst, Menschen-, Tier- und Landschaftsmalereien die Wände. Jede Wand scheint dabei einem eigenen Thema zu folgen, und keine besteht aus nur einer Kunstrichtung: Eine far-

benfrohe Wand voller lichtdurchfluteter Gelände, tanzender Mädchen und bunten Formen entgegnet einer gegenüberliegenden Verzierung aus depressiven Malereien: Unwetter, wiegende Wellen und Brandung, graue aber auch kontraststarke abstrakte Geometrien, das Porträt einer Weinenden. Mit den anderen beiden Flächen ist das ähnlich, hier werben komplexe und wirklichkeitsnahe Zeichnungen von Lebewesen auf der einen und Pflanzen=Stilleben auf der anderen Seite um die Blicke des Zuschauers.



Anmittelbar unter einem der am eindringlichsten depressiven Bildnisse von einem bei Nacht in grellem Schein brennenden Haus haben sich zwei alte Männer zum Schachspiel zusammengefunden. Konzentriert, als haben sie uns beim Betreten der Stube nicht wahrgenommen, grummeln und verschieben sie Figuren. Das kleine Tischchen ist kaum breiter als das Schachbrett selbst, als sey es speziell dafür gemacht worden. Nebenan steht ein baugleiches Tischchen, darauf eine lichtspendende Kerze und irgendwelche dampfenden Getränke sowie zwei ausgelöffelte Teller.

In der Tat geben nur drei aufgehängte Laternen gerade so viel Schein von sich, daß das Zimmer nicht mehr als dunkel gelten kann. Entsprechend sehe ich einige der Anwesenden erst beim Herumgehen: So zum Beispiel Elena, der ich mit der

Hand zuwinke und sie mir, wenn auch mit ernstem Gesichtsausdruck, antwortet. Sie sitzt mit einem weiteren, am Boden platzgenommenen Mädchen sowie Ylsta, der Weberin, zusammen und alle scheinen am gleichen Gewebe=Fetzen zu sticken. Natürlich sitzt die alte Frau in einem Sessel mit rotem Bezug zurückgelehnt und neben ihr ein flacher Tisch mit abgelegtem Nähzeug.

Lenn wird gerade mit seiner Kunde fertig und legt ein weiteres Scheit ins Kaminfeuer, worauf er mit dem Schürhaken darin herumstochert. Bei seiner Rückkehr geht er an uns vorbei, die wir unbehelligt im Raum weilen:

»Habt ihr Hunger?«

Wir nickten, noch immer zerrüttet durch die neuartigen Eindrücke.

»Dann setzt euch, ich komme gleich wieder.«

Er entfernt sich durch eine zweite Tür nah der Theke, aus der ich einen Ein= topf=Geruch wahrzunehmen glaube.

Um nicht weiter im Weg zu stehen, setzen Anniek und ich uns an den nächsten Tisch. Eine unangezündete dicke Kerze versperret uns die Sicht. Vom Kamin hole ich einen glimmenden Span, um sie zu entzünden. Beim Rückweg entdecke ich einen im Schatten versteckten Jungen, der offenbar mit Pinsel und Tellern hantiert. Er bemalt die Keramik mit großer Sorgfalt. Schon das dritte Kind, denke ich mir, das sich mit Handarbeit beschäftigt. Höchste Zeit für eine Schule!

Drei weitere Tische sind leer, ein paar Stühle hatte man entlang der Wände aufeinandergestapelt. Eine Hälfte des Zimmers wird durch hereintretendes Sonnenlicht erhellt, während die andere Seite immerzu beschattet wird. Umso mehr erschrecke ich über eine unerwartete Regung, ausgehend von einer an der Wand stehenden, langen Polstercouch, worauf jemand schläft und sich gerade gedreht hatte. Hinter mir ertönt das Purzeln einer Holzfigur, die aggressiv und mit einem höhnischen »Ha!« begleitet vom Spielbrett gestoßen worden war. Diesmal schaue ich genauer in Richtung der Theke:

Zwei Krüge mit Wasser schimmern im nächsten Kerzenlicht; eine weitere Karaffe ist mit dunkelroter Flüssigkeit gefüllt, wobei es sich mutmaßlich um einen Wein handelt. Nur welche Weinberge beerntet man in dieser Gegend? Eine Kelterei ist mir noch nicht aufgefallen.

Hinter seinem Tresen lagert Lenn weitere Getränke: Zwei Holzfässer ruhen auf dem Boden, darauf liegen Flaschen und Gläser. In einem Regal liegen, sortiert nach Etikett und Größe, verschiedene Flaschen. Weitere Konserven stehen in Schränkchen mit angebrochenen Gläsern; außerdem sind diverse kleinere Dinge für den Gastwirtbetrieb in Schubladen verteilt.

Wirklich beeindruckt bin ich von seinem Tresen aus Kirschholz, an beiden Ecken abgestoßen und eingeschnitten, mit unzähligen Kratzern auf der Oberfläche, mit Fett, Getränken und Schweiß aufgefüllt und glattgerieben, sodaß alles matt schimmert. Lange Scharten gibt es da, Löcher und Kerben, als wären Messer hineingerammt worden. An einigen Stellen kann man sicherlich keinen Becher abstellen, ohne daß er gekippt hätte. Am Fuß des Tresens und dessen Schürze auf Knöchelhöhe einmal umbrüstend, verläuft ein metallisches Rohr, glänzend und abgewetzt, für die Ablage der Füße.

Die Theke ist leer, mit Ausnahme von schattierten und kontrastreichen Skizzen, und auch sorgfältigen Zeichnungen, die jemand zurückgelassen hatte. Ein beiliegender Metallstift mitsamt Anspitzer ließen vermuten, daß der Zeichner sich nicht weit entfernt haben konnte. Was zeigen nun die Bilder? – Den Riß einer Siedlung, eine Skizze vom Marktbrunnen, nebst Hund und Menschen. Eine unbekannte Lichtung in einem unbekanntem Wald, namenlose Geschöpfe. Das Meer und seine Dynamik, eine Küste am Horizont. Das Stillleben einer Gaststube – es war diese, in der ich mich befinde! Und jede dieser Zeichnungen und das Gezeichnete selbst so unberührt in ihrem Dasein, als hätte ein Gott nach langem Abwägen der Umstände sie so geformt und gesetzt, ausgerichtet und Leben eingeblasen. Als würde eine Fotografie zur Handskizze verwandelt! Nicht mehr aus der Fantasie scheinen die Modelle zu stammen, sondern von einem unverfälscht abzubildenden Auge! Es sind beeindruckende Kunstwerke.

»Könnte ich doch nur so zeichnen!«, murmelte ich und betrachtete neidvoll die Blätter.

»Es gibt nicht viele Menschen«, sagt plötzlich eine weibliche Stimme zu mir: »die bereit sind, ihre Schwächen darzustellen. Die meisten verbergen sie und heben stattdessen ihre – manchmal unwahren – Stärken heraus.«

In der Nähe sitzt eine junge Frau mit weiß gefärbten Leinenhosen und weißer Leinenbluse, einem Halsband und etwas Schmuck im Haar. Schmal sind ihre Gesichtszüge, beinahe wie ihre Bilder. Ich weiß sofort, daß sie die Urheberin dieser Kunst ist. Meine Augen fahren immer wieder über die zwei Broschen im Haar, und versuchen Konturen zu erkennen. Die Dunkelheit nötigt mich zum Blinzeln, wiederholten Blotzen und allem voran zur Verschwiegenheit. Die rechte ihrer Hände greift den Metallstift und ein Finger fährt über dessen Spitze, so als sollte seine Bereitschaft zum Zeichnen geprüft werden. Nun sehe auch ich genauer auf die gezeichneten Linien und in der Tat reflektieren sie leicht im Laternenlicht. Soweit ich weiß, zeichnet man schon seit Jahrhunderten mit Metallstiften, wenn es um besonders filigrane Striche und gut kontrollierbare Schattierungen geht.

Mein Blick senkt sich wieder auf das Papier, ich blättere eine Seite weiter. Dann schaue ich auf, zur Tür hinter ihr, dann will ich meinen Kopf zur Seite, zu Anniek, schwenken. Aber ich drehe ihn nur soweit, daß ich die mir unbekannte Frau gerade noch im Augenwinkel sehen kann. Aus irgendeinem Grund komme ich nicht weiter und schaue sie abermals an.

Unablässig hat sie mich seitdem mit ihren Blicken fixiert und erwartet den Fortgang des Gesprächs. Ich lege die Papiere nieder.

»Ich sehe meine Stärke in der Ehrlichkeit meiner Gefühle. Vor keinem einzigen fürchte ich mich, keines könnte Scham auf mich legen. Wenn ich Interesse an etwas äußere, dann mit Ehrlichkeit. Und wenn dies meine Unkenntnis oder Unfähigkeit zeige, dann sey es so. Dafür kann ich ohne ergrautes Gewissen einschlafen und liegend neben meiner Frau erwachen – jener da drüben.«

Diesmal schaffe ich es zu Anniek zurückzusehen, die jetzt meine Blicke erwidert. Meine Gesprächspartnerin dreht sich ihr nun zu und dann wieder auf mich. Ich bilde mir ein unscheinbares Lächeln ein; ein würdigendes Grinsen; ein Anzeichen von Achtung bei gleichzeitiger Bewahrung der eigenen Überlegenheit. Und vielleicht ist sie mir überlegen, ich kenne sie schließlich nicht.

»Komm. Stelle mich ihr vor!«, besieht sie abermals Anniek.

»Ich kenne noch nicht einmal deinen Namen!«, entgegne ich dagegen entrüstet über die Geschwindigkeit, mit der sich unsere beginnende Freundschaft selbst voran treibt.

»Lita! So heiße ich.« Außerdem reicht sie mir die Hand zur Begrüßung und ich vergesse nicht, was ich gesehen habe.

»Angenehm. Oren wird sicher meinen Namen schon herumerzählt haben.«, greife ich ihr ums Handgelenk und spüre tatsächlich ihren Puls. Er schlägt ebenso hoch wie der meine. Dann setzten wir uns zu Anniek an den Tisch.

Stumm starren wir einander an: Dabei muß mein Gesicht am dümmsten ausgesehen haben, wurde ich doch einfach überrumpelt. Lita sitzt unbeschämt vor uns und grinst mir und Anniek abwechselnd in die Gesichter; sie scheint ihren Spaß an uns zu haben. Auch Anniek nähert sich allmählich dieser Fröhlichkeit an und verfällt ebenfalls in ein Grinsen, angeregt durch das von Lita. Nun bin ich der einzige Trauerkloß am Tisch.

Lern kommt hinzu und stellt mir und Anniek einen tiefen Teller Suppe vor die Nase, in der zerrissenes Brot schwimmt und sich mit Suppe vollsaugt.

»Das ist Roggenbrot=Suppe – nach einem Hausrezept! Hallo, Lita! Möchtest du auch einen Teller?«

»Nein, lass' nur, ich esse nachher mit Divanno daheim.«

»Also, Lita: Das ist meine Frau Anniek.« Und beide reichen sich über meinem Suppenteller die Hände, umgreifen auch jetzt ihre gegenseitigen Handgelenke und fühlen den fremden Puls ein oder zwei Sekunden.

»Und ich bin Lita!« – Sie strahlt übers ganze Gesicht und verbirgt keineswegs ihr Glück über diese neue Bekanntschaft. Das zeigt sie fortan mit ihrer Redebereitschaft.

»Erzählt mir von euch, ihr beiden!« Und sie faltet die Finger gegeneinander und stützt ihr Kinn darauf. Sie ist bereit für die Vorstellung.

Was nur hat sie an sich, das mich fesselt? Ihre leuchtenden Augen, die wie unter einem schwarzen Gespinnst – den Haaren über ihrer Stirn – hervorschauen? Ist es ihre Offenheit? Sie ist, wie schon gesagt, ähnlich einem Sinn, den man nie zuvor eingesetzt hatte und sich nun mit ihm vertraut machen muß. Ich komme einfach nicht dahinter.

»Tja, ich und Anniek; wir sind erst kurze Zeit hier und kennen kaum jemanden. Ich möchte mich entschuldigen, dieser neuen Begegnung mit dir so zögerlich gegenübergestanden zu haben. Sonst verhalte ich mich nicht so, halte mich gesprächiger

und habe mehr Vertrauen.« Anniek stimmt zu und umfaßt mir beipflichtend die Hand.

»Und wo wohnt ihr in Fornburg?«, fragt unsere neue Freundin neugierig.

»Warte kurz, Lita, erlaube mir eine Frage ...«

Ich befinde dies sowohl als den richtigen Moment als auch den rechten Gesprächspartner. Denn eine Sache wurmt meine Gedankenwelt durchaus: Scheinbar ist es für die Einwohner von Fornburg das normalste der Welt, wenn plötzlich jemand neues unter ihnen erscheint, und von Heute auf Morgen als ihr Nachbar lebt. Keine normale Gesellschaft würde sich so verhalten!

Was die Fiktion meiner Hauptschrift im Graublattal betrifft, weiß ich recht genau, wie ich dorthin gekommen bin. Und wieso es die Menschen dort gab, die es gab: Alles ging auf mich zurück, auch wenn ich den wirksamen Effekt nicht genau beschreiben kann. Dagegen bleibt mir meine Ankunft in der Ebene um Fornburg nach wie vor ein Rätsel. Auch hier treffe ich ehemalige Freunde an, die ich mir aber nicht »herbeigewünscht« habe. Mehr noch erstaunt mich die Detailtreue ihrer Wiedergabe; über einige kann ich sagen, sie nur noch vage in Erinnerung gehabt zu haben; vielleicht hätte ich ihr Gesicht nicht einmal mehr auf einem Foto erkannt. Und doch sind sie da. Wirklich und wie sie sein sollten. Woher nur kommt diese Information, wenn nicht aus meinem Geist?

Hinzu kommt die Gastfreundlichkeit der Umgebung: der von Fornburg und seiner Einwohner. Wann immer wir jemandem begegnen, ob bekannt (Oren, Lenn) oder unbekannt (der Fischer), sind wir wie erwartet begrüßt worden. Nun könnte man anhand der bisherigen Geschichte schlußfolgern, daß sowohl die Einwohner als auch deren Vorlieben für mein Auftreten allein meiner Intuition und Erinnerung entstammen. Daß sie auf mich nur deswegen reagieren, weil ich es selbst bin, der auf »mich« reagiert! Eine Person aus einem Geist, die mit mir selbst – wiederum meinem Geist – kommuniziert und sich deswegen natürlich so verhält, wie ich es möchte: Nämlich gastfreundschaftlich und ehrlich.

Doch Lita kenne ich nicht. Und auch Elena, Orens Tochter, und den Fischer! Ein paar Charaktere sind mir aus Kinder- und Schultagen bekannt, der Rest jedoch kein bißchen. Ich habe die mir vorliegende Welt nicht erdacht, und auch nicht ihre Lebewesen! Für mich ist alles derart neu, als habe ich nichts zuvor gesehen. Und ge-

nau das trifft auch zu. (Ist man verrückt, wenn man sich in seinen eigenen Fantasien nicht mehr zurechtfindet?)

Da ich Lita nun aufgrund ihres Verhaltens für einen Teil von mir halte, sozusagen einen verborgenen Sinn, wähle ich sie für tiefgründige Fragen aus:

»Wie ungewöhnlich ist es, daß jemand Neues in Fornburg erscheint? Ich meine, wie lange lebst du schon hier?«

»Ewig ist es her.« (Das war ausweichend!)

»Was denn jetzt? Daß es fremden Besuch in Fornburg gibt oder seitdem du hier wohnst?«

»Beides. Und nach einer ebenso langen Zeit wirst auch du auf diese Fragen antworten: Ewig ist es her.«

»Hm.« – Ich frage gar nicht erst weiter. Immer noch habe ich das innere Gefühl behalten, das sie »seit jeher« da gewesen ist. Wie ein Kind, das ich seit der Grundschule kenne und mich durch mein ganzes Leben begleitet; das mir vertraut wie mein Bruder ist. Als wäre sie wirklich einer meiner Sinne, nur in Menschengestalt! Mein Gewissen, mein Saphiransheril, vielleicht etwas Näheres oder etwas Ferneres:

»Aber wie das für mich aussieht, ist Fornburg weit abgelegen von jeder anderen Siedlung. Ich und Anniek sind seit zwei Tagen noch unter euch und trotzdem verwundert es niemanden! Jedenfalls scheint es so. Man hat mir sogar ein Haus auf einer vor der Küste liegenden Insel angeboten, quasi geschenkt! Wieso tun die Leute aus Fornburg das für mich, obwohl sie mich gar nicht kennen?«

»Weil wir so sind. Und du, Anniek: Was denkst du?«

»Je mehr ich beobachte«, kommt sie zu Wort: »desto heimischer fühle ich mich. Keine Woche wird vergehen, dann bin ich hier willkommener als unter all meinen Freunden – dort, woher ich kam.«

»Ganz recht, so fühle auch ich.«, bestätige ich Anniek: »Ich weiß, wir haben noch nicht darüber gesprochen. Aber findest du es denn nicht auch merkwürdig, was mit uns geschieht?«

»Ich finde merkwürdig«, spricht sie mich an, »daß manche Menschen – und damit meine ich dich! – das Glück erst recht dann nicht akzeptieren wollen, wenn es ihnen offensichtlich angeboten wird. Sey weniger mißtrauisch und bedenke weniger

des Ungewöhnlichen. Mit anderen Worten: das du für abweichend von dem hältst, das du dein ganzes Leben gekannt hast.«

Anniek redet wie eine von ihnen. Mit beruhigenden Worten, ungehalten, ehrlich. Ich vermag mich nicht zwischen Angst und Einwilligung in meine Lage zu entscheiden. Was spricht auch dagegen? Wieso will ich mich wehren? Tritt da mein wissenschaftlicher Geist hervor, der unbedingt mehr wissen will? Man denke nur an das Beispiel, eine höhere Macht lege mir einen Katalog vor, in dem jede biologische Art dieses Planeten fotografisch abgebildet ist. In dieser Hinsicht gäbe es demnach nichts mehr zu entdecken, jedes Geheimnis und Mysterium wäre »gelöst«. Jemand anderes als ich würde diesen Katalog bereitwillig annehmen und akzeptieren, ihn zum vollständigsten Album aller Zeiten erklären. Doch ich würde zweifeln: Es ist das beständige Zweifeln eines Wissenschaftlers, das mich weitertriebe und mit nichts zufriedengebe. Der Ehrgeiz wäre unendlich, niemals befriedigt. Und nur auf diese Weise kann wissenschaftlicher Fortschritt entstehen; dem Stillstand entgegenwirken. Wie auch immer: Ich brauchte weitere Informationen, ehe ich diese allzu perfekte Welt in ganzem Vertrauen und mit uneingeschränkter Hingabe annehmen mag.

Später schäme ich mich für diese Überlegung. Sie ist gerechtfertigt, ja, aber doch übertrieben: Denn spätestens seitdem ich Anniek nur zwei Tage kannte, verging keine Minute ohne den Wunsch mit ihr zusammenzusein. Jergendwo, am besten isoliert und unbekannt unter anderen. Für den Neubeginn meines Lebens. – Und nun schaue ich mich um und ... – alles ist wahr geworden! Der sehnlichste Wunsch meines Lebens! Warum nur zweifle ich?

»Was genau tust du hier, Lita?«, begegne ich ihr scharf und ernst. Zum Glück sah sie mir dieses Mißtrauen nicht nach.

»Ich backe für die Einwohner. Zusammen mit meinem Mann Divanno. Wir sind Bäcker, haben diesen Beruf aus unserer Familie gelernt und hier zusammengefunden. Wir wohnen am Nordrand von Fornburg nahe einem Rübenacker. Vor unserem Haus fließt ein Teil des Baches, den wir zwecks Wasser für unsere Arbeit umgeleitet haben. Wir selbst leben in einer kleinen Hütte, nebenan steht die Bäckerküche mit Ofen und allem was dazugehört. Getreidemehl bekommen wir vom Müller, Eier und andere Zutaten von den Einwohnern. Was wir produzieren, trägt schließlich wesentlich zur Ernährung der Gemeinschaft bei.«

»Und ihr ... verlangt natürlich nichts für eure Arbeit?«, frage ich sicherheitshalber nach.

»Selbstverständlich nicht! Wir sind so dankbar, hier leben zu dürfen! Wir haben Frieden, haben Zeit für Kultur, haben einander! Es gibt keine Abhängigkeiten als jene, die wir selbst anzunehmen bereit sind. Was wir zum Leben brauchen, das geben uns die anderen. Ebenso wie sie durch unsere Erzeugnisse leben! Wir teilen die Arbeit ganz einfach!«

»Ja, ja.«, bestätige ich nickend: »Das habe ich mir schon gedacht. Vergib mir meine Zweifel, aber das ist alles so gewöhnungsbedürftig, da es sich ungemein von meiner Erfahrung unterscheidet!« (Selbst im Graublattal und Umgebung musste man sich für Waren des Geldes bedienen.)

»Wie habt ihr euch kennengelernt? Du und Divanno? Ist er auch hier?«

»Nein, der ist in der Bäckerei und bereitet etwas für morgen vor. Divanno kenne ich schon viele Jahre. Er hatte ein ganz eigenartiges Schema, Mädchen aufzureißen. Wenn er sich mit ihnen, und auch mir, verabredete, kam er zum Treffen grundsätzlich und absichtlich eine Stunde zu spät, und sagte der wütenden Versetzten dann, daß dies seine Angewohnheit sey und es alle Betroffenen alleine herauszufinden haben. Hatte ein Mädchen dann im seltenen Fall die Muße, sich abermals mit ihm zu verabreden, wurde sie dieses Mal mit Pünktlichkeit belohnt. Sein Prinzip hinter diesem Vorgehen war, daß bei der zweiten Chance die Wahrscheinlichkeit für ein besseres Kennenlernen gestiegen ist. Schließlich hatte man etwas, über das man reden kann. Interessanterweise hatte er auch noch den gleichen Beruf wie ich. Da gab es erst recht etwas auszutauschen!«

Annieß kichert daraufhin, ich erinnere mich genau. Nicht viele Momente werden mir bis zu meinem Ableben in Erinnerung bleiben. Dieser Moment mit den beiden Damen am Tisch schon.

»Die Umstände unserer Begegnung«, erzählt Annieß weiter: »sind dagegen etwas kniffliger und wohl nicht so unvermittelt geschildert: Aber vielleicht können wir uns ja eines Tages treffen, um uns auszureden?«

»Annieß! Wir haben alle nur irdische Zeit dafür! Nichts auf der Welt wird uns treiben oder hindern! Was immer du dir vorstellst, können wir tun!«

Diese beruhigenden Worte beeindruckten auch mich. Zwar sind sie von Frau zu Frau gerichtet – Worte zwischen zwei neuen Freundinnen –, doch auch ich höre sie und ließ mich gedanklich mitreißen. Sollte ich wirklich in einer Gesellschaft leben dürfen, in der weder Bier noch Macht noch Geld vorherrschen? In der man lebt, um des Lebens wegen?

»Bei all der philosophischen Freundlichkeit und Freigabe, der Großzügigkeit ohne Gegenpreis, bekommt man glatt ein schlechtes Gewissen, wenn man sich nicht irgendwie nützlich macht.«, gestehe ich mir mit gesenktem Kopf ein; wohl wissend, daß mich die beiden hören.

»Es dauert nicht lange, dann werdet ihr wissen, wie ihr helfen könnt. Und selbst, wenn euch nichts gelingen will: Bleibt einfach freundliche Menschen und lebt mit uns. Ob ihr von unseren gemeinsamen Vorräten zehrt oder nicht, wird keinen Einfluß auf unseren Fortbestand haben.«

»Ganz so ist es ja nicht!«, betont Annie: »Wir haben bereits eine Idee, das Dorf zu bereichern! Jedoch wissen wir nicht, wie genau das umzusetzen ist.«

»An was denkt ihr denn?«

»Uns fiel auf«, antworte ich ihr: »daß in Fornburg einige Kinder leben und haben uns gefragt, ob es eine Schule für sie gibt.«

»Nein, tut es nicht!« Ihre Augen öffnen sich, als wäre ihr große Erkenntnis zugetragen worden; als habe man ihr gesagt, der Grund dafür, daß sie ihre Finger nicht mehr spüre sey jener, daß sie keinen Arm mehr habe.

»Bist du denn Lehrer?«

»Ich nicht, aber sie!«, reiche ich die Würdigung weiter. »Und falls bei euch Interesse an der Idee besteht, brauchen wir nur noch ein Gebäude, ein Schulhaus.«

Lita denkt nach.

»So lange ich hier bin, ist es Brauch, daß die Gebäude Verstorbener umfunktioniert werden. Beispielsweise lebte in unserer heutigen Backstube ein altes Ehepaar, das schon lange tot ist. Nachdem das Haus frei wurde, richtete man es zur Bäckerwerkstatt ein, um es nicht verkommen zu lassen. Genauso ließe sich das mit einem Schulhaus bewerkstelligen.«

Sie nimmt unsere Absicht ernst und jedwedes Grinsen verfliegt. Ich sehe, wie wichtig ihr dies ward. Und was mich und Anniek angeht, finden wir die Bestätigung darin, daß in Fornburg alle Möglichkeiten offen seien.

Es ist irrwitzig: Vermutlich gibt es keinen Ort auf der Welt, in dem man »mal soeben« eine Schule hätte gründen können. Normalerweise bedarf dies jahrelanger Vorbereitung und Geldmittel. Hier dagegen wird ein Plan beschlossen und unter gemeinsamen Konsens aller Betreffenden umgesetzt; man braucht nur ein Gebäude und einen bereitwilligen Lehrer. Einfach und wie es sein sollte.

»Gibt es denn irgendwelche leerstehenden Häuser in Fornburg?«, will Anniek wissen.

Lita schüttelt bedenklich mit dem Kopf, dann hält sie inne:

»Hm, vor ein paar Monaten ist jemand gestorben, ein alter Mann. Ogmund kann euch dazu mehr sagen, der sitzt da drüben beim Schach.«

Anniek löffelt gerade, wie auch ich, den letzten Löffel aus der Suppe.

»Welcher von ihnen ist es?«

»Der, der Weiß spielt. Ich muß jetzt los. Wir sehen uns ja noch!«

Dann springt sie auf, greift nach den Zeichnungen vom Tresen und verläßt eilig und ohne ein weiteres Wort des Abschieds das Gasthaus.

Nun wende ich mich den Schachspielern zu, während Anniek am Tisch wartet. Ohnehin ist in diesem kleinen Raum jede Unterhaltung hörbar, egal in welcher Ecke man sitzt. Vorsichtig trete ich an das Tischchen mit dem Schachbrett heran und schaue einige Sekunden zu. Zuerst ist nicht ersichtlich, welcher der beiden am Zug sey. Beide Greise machen ein nachdenkliches Gesicht und lassen sich in ihrem Blick aufs Spielbrett nicht beirren. Einer spielt mit der Hand in seinem Bart, der andere hält ganz still und hat die Hände rechts und links vom Brett abgelegt – das muß Ogmund sein, denn er spielt Weiß.

Ungern will ich die Partie unterbrechen und drehe mich zu Anniek, die mir mit einer Handbewegung zu verstehen gibt, ein Gespräch zu beginnen. Nichts Besseres als »Wer gewinnt?« fällt mir ein.

Zunächst ignorieren die Spieler meine Worte, da schlägt Ogmund mit seinem Springer einen Bauern.

»Das ist nicht wichtig.«, sagt er mir ohne mich anzusehen.

»Hauptsache, die Ruhezeit wird geistig beansprucht.«, ergänzt der andere.

»Bitte entschuldigen Sie meine Störung, ich habe nicht dazwischenreden wollen.«

»Und doch tun Sie es gerade. Ganz bewusst!«, schmunzelt der den schwarzen König Spielende.

»Ich, ich meine ...« – Schon bin ich Schachmatt gesetzt.

Ohne Zweifel sind die Worte der beiden nicht böse gemeint; sie wollen schlichtweg nur nicht unterbrochen werden.

»Was Sie wissen wollen«, fährt Ogmund fort und schaut mit bedrücktem Gesicht zurück: »können wir auch morgen besprechen.«

»Gut, dann komme ich also morgen wieder.«, worauf einer der beiden, ich kann nicht sagen wer, ein bestätigendes Brummen von sich gibt. Wieder Anniek zugewendet, zucke ich mit den Schultern; im gleichen Dreh sehe ich mir nun auch die in der Ecke auf der Couch schlafende Person genauer an.

Unmöglich konnte ich es wissen. Und doch war ich mir sicher, daß es Lenns Frau sey. Ihr fülliger Bauch deutet auf eine Schwangerschaft hin. Leise nähere ich mich und beobachte, wie sie sich auf die Seite legt, das Gesicht mir zugedreht. Sie schläft jedoch weiterhin und läßt sich weder von meiner Annäherung noch den Regentropfen aufwecken, die am Fenster hinter ihr gegen das Glas schlagen. Dann hocke ich mich neben sie, bin ihr ganz nah und schaue sie an.

Die Haube auf dem Kopf ist etwas verrutscht, was komisch aussieht, wie auch sonst jedes unstimlige Detail, dessen man sich im schlafenden Zustand nicht erwehren kann. Auch sonst ist sie in dieser Kleidung so ungewohnt anzusehen, daß ich mich immer wieder auf ihr Gesicht konzentrieren muß um zu wissen, keine Fremde vor mir zu haben. Wie die meisten Frauen in Fornburg trägt sie ein Kleid mit vorgenähter Schürze. Das Ihre ist Rot und Gelb, mit einigen schwarzen Bändern auf Knie- und Hüfthöhe. Im Schlaf reibt sie die nackten Füße immer wieder gegeneinander und richtet ihre Arme neu aus. Und wenn man sie eine Zeitlang beobachtete, stellte man einen eigenartigen Zusammenhang fest, nämlich daß die Haltung ihrer Arme und Hände scheinbar unbewusst eine Barriere vor ihrem Bauch darstellten.

Ihre Augen öffnen sich. Tatsächlich lächelt sie mit einem verschlafenen Blick erst mich, dann Anniek an. Noch nicht endgültig erwacht, schaut sie fort und dann

wieder auf uns. Sie reißt die Augen auf, kneift sie zusammen und dann wieder von vorn, bis sie mein Dasein begreift.

»Sey nicht erschrocken.«, mime ich, denn ich habe ein schlechtes Gewissen, sie aufgeweckt zu haben. Aber bedächtig schüttelt sie den Kopf. Dann setzt sie sich auf und betrachtet ihren Bauch.

»Ich spüre sie jeden Tag treten!«, seufzt sie zufrieden.

»Wie kannst du wissen, daß es ein Mädchen wird?«, fragt Annie neugierig.

»Das weiß ich schon ewig. Wir sind kein Volk, das an Hokus=Podus glaubt, aber in diesem Fall werde ich Recht behalten.«

»Ja ja.«, wiederhole ich und klinge dabei wie ein vergeßlicher Greis, der seine Gedanken auf das Wesentliche auszurichten versucht, ohne vor seinem Gesprächspartner zerzaust zu wirken.

»Das ist wunderbar, daß du schwanger bist. Und daß ihr bald eine eigene Familie haben werdet!«

»Ja, das finde ich auch! Und ... du bist seine Freundin?«

Sie nickt: »Annie heiße ich. – So viele neue Leute, die ich kennenlerne! Das schlaucht!«, lacht sie dazu.

»Das glaube ich dir gern. Aber so ist das immer, wenn man irgendwo neu ist und in eine eingeschworene Gruppe eintritt. Mach dir nichts daraus; irgendwann kommt jemand, der noch neuer ist als du. Dann gehörst du zu den Alten!«

Ich glaube, die beiden sind sich von Anfang an sympathisch.

»Ich heiße Marcia. Lenn ist mein Mann.«

»Dann betreibt ihr das Gasthaus gemeinsam?«

»Ja, die meiste Zeit bin ich in der Küche und bereite Speisen zu. Aber auch um den Garten und die Gästezimmer kümmere ich mich. Lenn macht den ganzen anderen Kram, von dem ich nichts verstehe und der auch keinen Spaß macht.«

»Und das wäre?«

»Reparaturen am Haus, Beschaffung von Vorräten und so fort. – Siehst du, das erinnert mich daran, daß Lenn die Kegelbahn reparieren sollte.«

Ich gehe zum Fenster, um nach außerhalb zu sehen.

»Nein, nein, auf der anderen Seite, dort hinten, ist sie! Du siehst sie von hier aus nicht. Da gibt es auch Tische und Stühle im Freien, alles im Schatten einiger

Bäume. Eigentlich ein ansehnliches Fleckchen, wenn wir nur mit den Reparaturen hinterherkämen. Daher entschuldigt den unordentlichen Zustand der Gaststube. Heute bin ich zu gar nichts gekommen und vorhin noch diese Müdigkeit ...!»

»Lass' nur, Marcia, es gibt nichts zu entschuldigen. Ruhe du dich aus, immerhin bist du schwanger.«

»Ist gut, es hat auch mich gefreut.«, stöhnt sie und legt sich nieder. Derweil halte ich Ausschau nach Lenn. Einige Zeit zuvor kam mir nämlich die Idee, ganz einfach ihn statt Oren wegen der mysteriösen Plakette am Steinhaufen vor unserem Haus auf Jbyko zu fragen. Unter anderem bin ich ja deswegen in die Stadt gekommen.

Lenn betritt gerade den Raum und stellt einen Karton hinter dem Tresen ab. Als er sich aufrichtet, stehe ich bereits vor ihm:

»Du, Lenn – zunächst beglückwünschen wir dich, daß ihr bald ein Kind bekommen werdet!«

»Danke sehr!«, strahlt er.

»Aber ich habe noch eine andere Frage. Es geht um eine eigenartige Plakette, die ich auf unserer Insel gefunden habe.«

»Eine Plakette, wie? Frage nur.«

»Du weißt von der Insel, auf der wir seit ein paar Tagen leben?«

Er denkt nach: »Ah, dann lebt ›ihr‹ also auf Jbyko?«

»Woher weißt du das mit Jbyko?«, will Annie wissen.

»Nun ja, es ist die einzige Insel, die für zwei Menschen bewohnbar ist. Es gibt da noch die Insel Pinla, einige Hundert Meter nordwestlich von Jbyko. Da steht nur ein Leuchtturm, und die Insel selbst ist kaum größer als der Turm. Pinla hat seit Jahrzehnten auch nur einen einzigen Bewohner: einen alten Mann, der sich selten blicken läßt und aufgrund seiner Kenntnisse über die Meeresströmungen nur zu bestimmten Zeiten zum Festland rudern kann, meistens um Vorräte zu holen. Der arme Teufel hat nicht einmal eine Möglichkeit, das Licht an der Spitze seines Turms zu entfachen; es gibt ja ohnehin keine Schiffe, die eines Leuchtsignals bedürfen. Aber so hat er es sich eben ausgesucht. Jedenfalls könnt ihr beiden folglich nur auf Jbyko leben. Schön, daß die Hütte noch vor ihrem Verfall wieder bewohnt wird!«

»Wir sind, glaube ich, abgeschweift.«, stelle ich nüchtern fest. »Es stimmt, wir leben seitdem auf Ibyko. Wir wohnen in der Hütte darauf, müssen uns aber sonst noch einfinden. Jedenfalls entdeckte ich heute Morgen einen verfallenen Steinhaufen hinter dem Haus, auf dem eine metallische Plakette liegt. Ich möchte nun, aus reiner Neugier, nach der Bedeutung ihrer Inschrift fragen.«

»Tja ..., was steht denn darauf?«, grinst er; und er behält soweit recht: Denn woher sollte er das wissen?

»Du hast recht, Moment. Darauf steht ... ein Name oder Ort ›Emerald‹ so wie der verwitterte Rest einer Zahl ›42‹. Sagt dir das irgendetwas?«

Lern schüttelt mit dem Kopf: »Da fragst du besser unseren Chronisten. Also ich weiß davon nichts, bin aber auch noch nicht so lange hier. Vielleicht weiß der ja etwas?«

»Ist gut, ich danke dir trotzdem.« Gerade bin ich im Begriff zu Gehen.

»Emerald ist wirklich ein Name.«, antwortet Oren, der hinter uns getreten ist und mir einen Schrecken einjagt, sodaß ich zusammenzucke.

»Oh, Oren! Dich haben wir gesucht! Also ist Emerald ein Name? Liegt da etwa jemand begraben unter dem Steinhaufen?«

Anniek verzog ihr Gesicht – ich glaube, sie will sich ebenso wenig wie ich da mit anfreunden, einen Begrabenen neben dem Haus zu haben. Oren sieht das und liest es ihr sofort aus dem Gesicht ab:

»Keine Angst! Da ist keiner begraben! Das ist nur eine alte Erinnerungsplakette! Emerald war sozusagen eurer Vorbesitzer und Herr der Insel. Irgendwann im 142. Zyklus der 8. oder 9. Ära war er einfach aufs Meer hinausgerudert und kam niemals wieder. Was auch immer ihn dazu getrieben haben mag, führte dies zu der Entscheidung, für ihn ein Mahnmal festzulegen. Das ist der Haufen mit der Plakette.«

»Und woher weißt du das so genau?« Beinahe hätte ich Annieks Frage gestellt.

»Weil ich die Plakette damals mit meinem Vater graviert und aufgestellt habe!«, gibt er trocken zu. Und damit ist die Frage hinreichend beantwortet, auch wenn mich das noch lange wundern sollte.

»Hört mal, ihr beiden. Wegen eurer Anfrage mit der Schule ...«, deutet Lenn an: »Ich habe mit Ogmund gesprochen und wir sind übereingekommen, daß wir morgen mit dem Rest der Gemeinschaft darüber sprechen wollen. Seid ihr damit einverstanden? Ich nehme an, es drängelt nicht?«

»Natürlich nicht!«, entschuldigt sich Anniek für unser eifriges Entgegenkommen: »Morgen reicht vollkommen. Es ist sowieso besser, wenn alle anwesend sind, die etwas zu entscheiden haben, vor allem die Eltern der Kinder.«

»Dann wollen wir es so machen. Wenn ihr es einrichten könnt, dann kommt morgen, Oridal.«

»Äh, Oridal?«, frage ich nach. Das hatte ich schon einmal gehört.

»Er meint, vor Mittag.«, übersetzt Oren die Angabe der Tageszeit. Man glaubt gar nicht, wie schwer einem die so gesehen unpräzise Angabe eines Termins fällt, wenn man aus einer Welt mit stets exakten Uhrzeiten kommt. Sodann verabschieden wir uns. Noch bevor wir das Haus verlassen, reicht Marcia einen kleinen Topf an Anniek. Es ist die Neige einer Brotsuppe, die uns als Abendessen dienen soll.

Wie wir aus der Tür kommen, ist vor uns alles in Grau gehüllt. Eisiger Dunst geht mir um die Ohren, die Augenlider schwitzen vor Feuchtigkeit in der Luft. Es ist ganz erstaunlich, denn überzeugend dichter Nebel ist selten. In diesem Fall ist er so undurchdringlich, daß wir wie isoliert stehen, wenn wir nur ein paar Schritte vom Gasthaus fortgehen. Als gebe es nur dieses eine Gebäude und die Welt dahinter würde enden. Ich sage es Anniek nicht, doch ihre Person assoziierte ich immer schon mit dem Nebel, weil sie mir zeitlebens ein Mysterium und unverstänglich war.

Ohne einen weiteren Umweg laufen wir hinunter zum Hafen und steigen in unser Boot, das mittlerweile ordentlich im Wellenhub schwankt. Dunkle Wolken ziehen auf und lichten den Nebel, erste Regentropfen erreichen den Erdboden. Der Tag nähert sich der Dämmerung und gleichzeitig beginnt ein Unwetter. Während ich mit aller Kraft rudere, gibt mir Anniek Kurskorrekturen vor, indem sie im Bug liegt und die Insel Jbyko fixiert: »Mehr mit dem rechten Ruder!«, ruft sie. Dann stoße ich es tiefer ins Meer, sodaß wir die abtreibende Strömung überwinden. Daß wir aber zur Gänze verdriften oder gar in Gefahr geraten konnten, schließe ich je-

derzeit aus. Das passt einfach nicht zum bisher Geschehenen. Trotzdem kostet es mich einige Kraft, bis wir an Ibykos Steg anlanden.

Annieß eilt mit dem Topf zum Haus und will, unentschlossen vor dem Herd stehend, ein Feuer entzünden. In der Hand hält sie das ungeöffnete Bündel Feuerbesteck, das uns Lenn zugesteckte. Sie weiß damit anscheinend nicht umzugehen und sieht mich mit fragenden Augen an.

»Dann schauen wir mal, wie das geht.«, schmunzle ich und nehme das Säckchen entgegen. Seinen Inhalt verteile ich auf dem Tisch, neben der ausgebrannten Laterne. Da liegen nun ein großer graubrauner Feuerstein mit abgenutzten Kanten, ein Stück Feuerstahl, ein kleiner Pyrit-Klumpen und als Zunder ein Stück trockene Birkenrinde und wolliger Samen, vielleicht von einem Rohrkolben oder einem Distelsamen.

»Das ist hier alles ein bisschen anders.«, lächle ich ihrem aufmerksam zuschauenden Geist zu: »Es ist aber im Grunde auch nicht schwerer als der Griff zum Streichholz. Zuerst muß ich den Feuerstein nachbearbeiten. Siehst du diese Kante hier?« – Sie nickt. »Die muß schärfer werden, dann fliegen die Funken besser.«

Sogleich gehe ich vor die Tür, nehme einen Knüppel vom Holzhaufen und schlage damit an der steinernen Türschwelle auf den Feuerstein ein, bis einige Splitter von der groben Kante abspringen und einen wunderbar scharfkantigen Bruch erzeugen.

Ich gehe wieder hinein und lege den Klumpen auf den Tisch zurück. Fasziniert betrachtet Annieß das Ergebnis und fährt mit dem Finger vorsichtig über den scharfen Grat:

»Wenn wir das öfter machen müssen, dann brauchen wir bald neue Feuersteine!«

»Stimmt, aber vielleicht liegen welche hier am Strand herum. Ich meine, der hier muß ja auch von irgendwoher kommen.«

»Na schön. Und wie weiter?«

»Zum Feuermachen auf diese Weise brauchst du neben dem Feuerstein noch einen Feuerstahl. Du kannst auch den Pyrit-Klumpen nehmen; in beiden Fällen bewirkt deren Zusammenschlagen die Funkenbildung.«

»Gut, und der Zunder dazwischen? Welchen nehmen wir?«

Ich krame durch die Auswahl: »Die Wolle wird das Beste sein. Wir können ja demnächst ein bisschen Stroh anhäufen, auch zerriebene Brennnessel=Stängel gehen ganz gut. Und natürlich nicht zu vergessen der Zunderschwamm, ein Baumpilz. Aber woher bekommen wir den?«

»Woher weißt du so viel darüber?«

»Ganz nach meinem Lebensmotto ›Zurück zu den Wurzeln‹ sehe ich schon immer großen Vorteil darin zu lernen, was längst vergessen wurde. Es hat auch mit einem größeren Grad an Unabhängigkeit zu tun, wie du einsehen musst: Wenn du nicht weißt, wie man ein Feuer mit Feuerstein, Feuerstahl und Zunder entfacht – wie wolltest du in dieser Welt dann deine Kenntnisse von Feuerzeug und Zündhölzern anwenden? – So, ich denke, jetzt sind wir soweit, schau' her.«

Und ich stecke sowohl Zunderwolle als auch den Feuerstein zwischen die rechten Finger und schlage über der Feuerstelle mit dem Feuerstahl dagegen. Mehrere Male dauert es, dann glimmt die Wolle und ich puste weiter hinein. Den Zunder lege ich nieder und decke ihn mit dünnen Holzsplittern zu, die mit aufbrausendem Feuer gegen immer dickere Holzteile ausgetauscht werden, bis schließlich alles brennt. Derweil hängt Anniek den Topf ins Dreibein und sucht im Lager Holzkeile und Teller heraus, die sie liebevoll auf dem Tisch aufbaut. Sogleich ich das Dreibein über das knisternde und wärmende Feuer zu unseren Füßen schiebe, beginnt die Suppe zu kochen. – Wir speisen in einer längst vergessenen Weise, die eigentlich niemals hätte vergessen werden dürfen. Als wenn man sich trotz göttlicher Mahnung gegen etwas stellt und am Ende mit einer einzigartigen Erfahrung belohnt werden würde.

Je länger ich in Fornburg lebe, desto mehr erlange ich meine Freiheit und Unabhängigkeit zurück. Gewiß – man musste dafür hart arbeiten, wusste dann aber auch alles, um unabhängig von anderen überleben zu können. Die eigenhändige Entfachtung eines Feuers und das Kochen des eigenen Abendmahls gehören dazu. Schon bald würde ich mehr über die Einwohner von Fornburg wissen und an deren Lebensweise teilhaben. Wenn man mit uns übereinstimmt, kann Anniek demnächst einen Teil ihres Wissens auf die hier lebenden Kinder übertragen. Und ich selbst hoffe, das Leben der Fornburger mit meinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen vereinfachen zu können.

Obschon ich an diesem Tag nur abends ein bißchen mit Holz arbeitete, legt sich ein Eindruck auf mich, es handle sich um den vollkommensten Tag meines Lebens: Alles paßte zusammen, sogar das sonst widersinnige Gefühl. Und weiter: Obwohl ich meinen nächtlichen Schlafplatz auf einer flachen Insel habe, fürchte ich weder eine Sturmflut noch das Zusammenfallen des Hauses. Innig weiß ich hierher zu gehören; endlich meinen Platz gefunden zu haben. Eine sinnvolle Berufung würde folgen, eine großartige Frau an meiner Seite, schmachtend und von endloser Loyalität sich an mich werfend. Beste Voraussetzungen für einen Traum ...